

Die Kaiseridee des Mittelalters

Von Percy Ernst Schramm

Meine sehr verehrten Damen und Herren!*

Diese altherwürdige Stadt, die man mit besonderem Recht ein lebendiges Museum der Reichsgeschichte nennen könnte, habe ich kurz nach meinem Doktorexamen kennengelernt; dieser erste Eindruck ist seither nicht mehr verblaßt. In der letzten Zeit habe ich mich auch noch genauer mit der Geschichte Schwäbisch Halls zu befassen gehabt, weil sich unter meiner Leitung eine Dissertation über die staufische Münzpolitik dem Abschluß nähert, in der der in Hall geschlagene Heller mit der Hand und dem Kreuz eine wichtige Rolle spielt. Ich wäre gern mit der fertigen Arbeit unter dem Arme hierher gereist, um sie Ihnen in diesem Augenblick zu überreichen — gleichsam als einen Tribut Göttingens, einer Stadt, die zwar ihr 1000-jähriges Jubiläum schon hat feiern können, die also früher als Schwäbisch Hall in der geschichtlichen Ueberlieferung auftritt, in der späteren Entwicklung jedoch zurückblieb, weil Göttingen es nie bis zur Reichsstadt brachte. So komme ich zwar mit leeren Händen, aber dafür mit geöffneten Sinnen; ich stehe noch ganz unter dem Eindruck der gestrigen Wanderung durch diese Stadt, deren einzigartiger Charakter mir durch die Erläuterungen meines Kollegen Decker-Hauff greifbar geworden ist.

Meine Aufgabe sehe ich darin, jetzt zu versuchen, gleichsam die geistige Kuppel deutlich zu machen, die sich einmal über der Reichsstadt Schwäbisch Hall gewölbt hat. Mein Thema „Die Kaiseridee des Mittelalters“ ist allerdings so umfangreich, daß es von vornherein eingegrenzt und zeitlich beschnitten werden muß.

Die untere Grenze ergibt sich durch den Tod Friedrich II. im Jahre 1250; denn als Friedrich II., der Enkel jenes Friedrich, durch den Schwäbisch Hall über den örtlichen Bereich hinausgewachsen ist, in Palermo beigefetzt wurde, ward gleichsam — so dürfen wir sagen — das alte mittelalterliche Kaisertum begraben. Die späteren Kaiser — der nächste war der Luxemburger Heinrich VII., der nach über sechzig Jahren das Kaisertum erneuerte — waren nicht mehr Kaiser wie die Salier und Staufer, sondern in erster Linie Könige, deren Stellung in Deutschland und in der abendländischen Welt sich dadurch bestimmte, wie groß ihre Hausmacht war, ob sie über Nebenländer wie Böhmen und Ungarn regierten und wie sie sich gegenüber den Reichsfürsten und den Reichsstädten durchzusetzen vermochten.

*) Vortrag beim Heimattag in Schwäb. Hall am 17. 6. 1956, wiedergegeben nach der von mir durchkorrigierten Nachschrift der Bandaufnahme, gemäß Abrede mit dem Schriftleiter in der Form des Vortrags belassen. P. E. S.

Aber wenn auch 1250 das mittelalterliche Kaisertum mit Friedrich II. begraben wurde, dann geschah das nicht mit der Kaiseridee. Lassen Sie mich einige Zeugnisse anführen, und zwar solche, die nicht aus deutschem Munde stammen: Um 1270 wurde in Kastilien eine der größten Rechtskompilationen des Mittelalters fertiggestellt, die in sieben Teile aufgeteilt war und darum „Siete Partidas“ benannt wird. Obwohl in dieser Sammlung ausgeführt ist, daß Kastilien nicht dem Kaiser unterstehe, wurde in der ersten dieser Partidas das Kaisertum mit seinen Rechten und Pflichten ausführlich behandelt. Der äußere Anlaß dafür liegt auf der Hand: der damalige König von Kastilien, Alfonso X. el Sabio (der Weise), war 1257 zum deutschen König gewählt worden. Der tiefere Grund aber war der: wenn man in dieser Zeit versuchte, sich von der Welt ein Bild zu machen, konnte man nicht davon ausgehen, daß diese Welt in nationale Königreiche und Fürstentümer zerfiel, die selbständig nebeneinander bestanden, sondern man unterstellte zunächst in hergebrachter Weise, daß es eine sinnvolle Ordnung der Welt gebe, an deren Spitze der von Gott als Garant dieser Ordnung eingesetzte Kaiser stehe. Diesen Gedanken verkündete am Anfang des 14. Jahrhunderts mit einem heute beinahe pedantisch wirkenden Aufwand scholastischer Gelehrsamkeit Dante. Er wollte seine Zeitgenossen davon überzeugen, daß es einen Weltkaiser geben müsse, wenn der Ordo der Welt, die geregelte Ordnung des irdischen Daseins, nicht durcheinander geraten solle. Dasselbe trug ein Katalane, Raimundus Lullus, in der Form eines Zukunftsromans vor. An den Universitäten Italiens vertraten die Lehrer des römischen Rechts, die Legisten, die Doktrin, daß die Welt zwar zerfallen sein möge in Staaten, die alle beanspruchten, niemand anders zu gehorchen, daß dieses aber einstmals anders gewesen sei und daß es auch nicht immer so bleiben solle; eine sinngemäße Ordnung bestehe vielmehr nur dann, wenn es auch einen Kaiser mit einer besonderen *auctoritas*, mit einem Vorrang gegenüber den anderen Herrschern, ja sogar mit dem Recht sie anzuweisen, mit einer besonderen *potestas* gebe.

Nachdem das mittelalterliche Kaisertum mit Friedrich II. zu Ende gegangen war, lebte also die Kaiseridee nicht allein in Deutschland weiter, sondern auch in Italien und in anderen Ländern; sie fand ihre Fürsprecher also noch weit über die Grenzen des Reiches hinaus.

Das stößt uns darauf, daß es mit dieser Kaiseridee eine ganz besondere Bewandnis gehabt haben muß. Sie ist nicht von jener Art, wie etwa die Idee des ewigen Friedens, die über den Jahrhunderten der Neuzeit schwebt als ein Ideal, von dem die Besten träumten und die Meisten sagten, sie sei leider nicht zu verwirklichen. Die Kaiseridee muß in ganz anderen Schichten gewurzelt, sie muß im tätigen Leben eine ganz andere Auswirkungskraft besessen haben; denn sonst hätte sie nicht das Begräbnis des eigentlichen Kaisertums überstehen und dem neuen Gedanken des selbständigen, des „nationalen“ Staates so lange Widerpart bieten können.

Wenn ich von der Kaiseridee und vom Kaisertum spreche, muß ich also fragen: Welche Kräfte haben diese Idee von Jahrhundert zu Jahrhundert weitergetragen und am Leben erhalten? Ich werde aber zugleich Ihr Augenmerk auf die Wandlungen der Kaiseridee lenken müssen, die

von Jahrhundert zu Jahrhundert, ja von Generation zu Generation eingetreten sind.

Überblickt man die Geschichte des Kaisertums und damit der Kaiseridee, dann gliedern sich diese Jahrhunderte von selbst in drei Akte eines gewaltigen Dramas. Der erste Akt ist erfüllt von dem, was die Karolinger erreichten und was ihnen dann wieder entglitt. Nach einer Zwischenpause allgemeiner Machtlosigkeit folgt ein zweiter Akt: die Aufrichtung und Ausprägung des Kaisertums durch die sächsischen und salischen Herrscher; er endet in einer großen Krise, in dem Kampf mit dem Papsttum und der Reformkirche um die rechte Ordnung der Welt. Den Abschluß bildet der dritte Akt: die Restauration des Kaisertums durch die Staufer.

I.

Der Einsatzpunkt für mein Thema muß der Weihnachtstag des Jahres 800 bilden, an dem Karl in der Peterskirche in Rom zum Kaiser ausgerufen wurde. Wir wissen durch Einhard — und an der Zuverlässigkeit seines Berichtes ist nicht zu zweifeln —, wie unwillig Karl über die Tatsache war, daß der Papst ihm in diesem Augenblick den Kaisertitel zuerkannte.

Es ist viel und lange über die Frage gestritten worden, von welcher Art Karls Motive waren. Heute können wir diese deuten, weil wir inzwischen unsere Methoden verfeinert haben. Wir halten uns nicht mehr nur an das, was wir durch das Wort wissen, an die Proklamationen der Kaiser, an Rechtstexte, an die Annalen, sondern wir sind dabei, eine Methode zu entwickeln, wodurch wir alles das, in dem das Mittelalter einmal verdeutlichte, was das Kaisertum sei, „dechiffrieren“ können: das Kaisertum und nicht minder auch das Königtum manifestierte sich in Kronen, Szeptern und Reichsapfeln, wurde bei der Krönung und bei Empfängen in Gesten deutlich gemacht, wurde in Titeln und Ehrennamen gleichsam verdichtet, wurde auf Siegeln, auf Münzen, auf den Wänden der Paläste und in vielen Handschriften abgebildet. Alles das dürfen wir jedoch nicht einfach so hinnehmen, wie es sich dem modernen Auge darbietet; das Ergebnis wären in jedem Falle Fehldeutungen und Mißverständnisse. Die „Herrschaftszeichen“ und ebenso die gesamte „Staatssymbolik“ — die beiden Bezeichnungen halten wir fortan fest — müssen vielmehr genau so sorgfältig analysiert und kritisch unter die Lupe genommen werden wie die anderen Zeugnisse unserer Vergangenheit. Je mehr wir uns in dieses Gebiet versenken, um so zuverlässiger können wir die Herrschaftszeichen und die Staatssymbolik zum Reden bringen, und zwar genau in der Sprache und im Sinn der Zeitgenossen. Mit Hilfe dieser neuen Zeugnisse können wir deutlicher als bisher begreifen, wieso es zur Kaisererhebung Karls des Großen kam und weshalb er zunächst mit diesem Vorgang nicht einverstanden war.

Die Antwort lautet: In der Zeit Pippins wurde im Anschluß an das Alte Testament der Brauch der Königssalbung wieder erneuert. Die Karolinger bedurften daher nicht der langen Haare der Merowinger, die dem letzten bei seinem Sturz abgeschoren worden waren. Auf dieser Bahn des Vaters ging Karl weiter. Er wurde von seiner Umgebung als der neue David gefeiert. Er fügte sogleich nach seinem Regierungsantritt seinem Königstitel die Worte an: *Dei gratia*, „von Gottes Gnaden“, und be-

trachtete sich unter den verschiedenen Königen, die es neben ihm gab, als das besondere Werkzeug Gottes, bestimmt, den einst David, Salomo und den Königen des auserwählten Volkes gewordenen Auftrag auszuführen. In diesem Sinne erweiterte und vergrößerte Karl sein Reich, führte er den Kampf gegen die Ungläubigen und sorgte dafür, daß die Kirche in seinem Reiche immer fester begründet dastand. Was hätte es ihm bedeuten können, daß er zum Kaiser ausgerufen wurde? In seinen Augen war das gar keine Erhöhung; es gefährdete vielmehr die unmittelbare Beziehung zu den alttestamentlichen Königen, die er mit seinen Theologen in den achtziger und neunziger Jahren herausgearbeitet hatte.

Die Päpste dachten jedoch anders. Schon seit den achtziger Jahren können wir deutlich beobachten, wie auf ihre Initiative hin die alten kaiserlichen Rechte in Rom Stück für Stück dem fränkischen König zugespielt wurden: Nennung seines Namens in den Urkunden, Abbildung seiner Gestalt an den Wänden römischer Kirchen, Erwähnung seines Namens bei den kirchlichen Feierlichkeiten. Ja, Karl legte auf das Drängen des Papstes schon vor der Kaiserkrönung einen Kaisermantel und die roten Stiefel des Kaisers an; er war also schon wie ein Kaiser anzusehen. Bei diesem Schritt hielt Karl jedoch inne, er nahm den Kaisertitel — oder mittelalterlich gesprochen den Kaiser„namen“ — nicht an: eben, weil er das nicht wollte. Bei der Weihnachtsfeier des Jahres 800 wurde Karl jedoch am Schluß akklamiert, wie das bisher üblich war, aber nun nicht mehr als König, sondern als Kaiser. Damit wurde ihm vom Papst das *n o m e n i m p e r a t o r i s*, der ihm noch fehlende Name „Kaiser“ zugespielt. Für Karl wurde dadurch aber zugleich die unmittelbare Beziehung zu David und Salomon, auf die er so großen Wert legte, in Frage gestellt; er war deshalb begreiflicher Weise zunächst unwillig. Nach einiger Zeit besann er sich aber und führte den Kaisertitel seither auch offiziell in seinen Urkunden. Seit 803 ließ er außerdem noch wichtige Urkunden mit Bullen besiegeln genau so wie der Kaiser von Byzanz, mit dem Karl der Große jetzt offen zu rivalisieren begann; er wollte nicht hinter diesem zurückstehen. So erklärt sich auch die Inschrift dieser Kaiserbulle: *Renovatio Imperii Rom(ani)*. Karl der Große nahm also die Erneuerung des Römischen Reiches für sich in Anspruch.

In welchem Sinne Karl der Große sein Kaisertum fortan ausgelegt haben wollte, zeigen seine Münzen; denn seit der Kaiserkrönung wurden besonders schöne Münzen mit einem Kaiserkopf, der offensichtlich einer Vorlage nachgeahmt war, geprägt. Wir wissen jetzt, daß sie einer Münze Konstantins des Großen nachgebildet wurden. Karl bemühte sich also um die Erneuerung jenes römisch-christlichen Reiches, dem Konstantin seine Form und seinen Inhalt gegeben hatte. Das bedeutete ein Anknüpfen an Auffassungen, die schon vorher im fränkischen Reiche anerkannt worden waren. Denn wenn man dort mit dem Römischen Reiche selbst auch nichts hatte anfangen können, so hatte man doch vom *Imperium Christianum* gesprochen. Auf diese Weise wurde es möglich, in die neue, jetzt römisch-christlich gefaßte Kaiseridee auch etwas von den alttestamentlichen Vorstellungen, die in der Zeit vor 800 maßgeblich waren, hinzunehmen. Das bedeutet: in dem Augenblick, als Karl der Große die

Kaiseridee der Spätantike bejahte, wandelte er sie im Sinne seiner eigenen Herrscheridee und der seines Vaters um.

Dieses wird sehr deutlich in zwei Akten aus den letzten Jahren seiner Regierung. Es lag ihm viel daran, daß auch die Byzantiner sich mit seiner neuen Würde abfinden, da er sie ihnen ja gleichsam weggenommen hatte; denn was ein Rechtsverstoß war, konnte nicht einfach durch Machtpolitik weggewischt werden. Als die Byzantiner im Jahre 812 bereit waren, das neu geschaffene, gegen ihren Willen entstandene Kaisertum anzuerkennen, war die Grundlage der Vereinbarung, daß fortan im Westen die Beziehung des Kaisertitels auf Rom preisgegeben wurde, während die Byzantiner, die sich bis dahin gemeinhin nur „Kaiser“ nannten, sich seither „Kaiser der Römer“ titulieren ließen. In ihren Augen war ihr Kaisertum daher ein solches von höherer Ordnung. Karl der Große konnte ihnen dieses Zugeständnis machen; für ihn bedeutete das ja keinen wirklichen Verzicht. Für ihn war vielmehr das Wesentliche am Kaisertum, daß es christlich war und blieb. Daß es mit Rom verknüpft war, sah er als ein — nicht unumstößliches — Ergebnis der Geschichte an. Dieser Sachverhalt wurde in dem zweiten hier anzuführenden Akt noch deutlicher: Karl machte kurz vor seinem Tode seinen Sohn Ludwig noch zum Mitkaiser, und zwar in Aachen. Das bedeutete eine Absage an den Papst, der bei diesem Akt überhaupt nicht mitzusprechen hatte. Der Papst konnte sich erst nach Karls Tod wieder einschalten: er zog 816 in das Reich Ludwigs des Frommen, der sich von ihm in aller Form zum Kaiser salben und krönen ließ. Ludwig schickte dann seinerseits seinen Sohn Lothar nach Rom, der hier vom Papst zum Kaiser gekrönt wurde. Damit war der Rechtssatz herausgebildet, der bis in die Zeit Maximilians I. gültig wurde: Kaiser konnte nur der sein, der in Rom vom Papst gekrönt wurde.

Aus der spätkarolingischen Zeit sind in unserem Zusammenhang drei weitere Fakten anzuführen:

Das karolingische Reich wurde geteilt, aber einer von den Karolingern trug noch weiterhin den Kaisertitel und beanspruchte einen Vorrang vor den anderen Sprossen seines Geschlechtes. Allerdings wurde diese Familie immer wieder durch Uneinigkeit auseinander gerissen. Erhalten blieb die Frontstellung gegen die Byzantiner, die sich „Kaiser der Römer“ nannten, aber in Italien ja kaum mehr etwas zu sagen hatten. Das hielt den Byzantinern Papst Nikolaus I. im Jahre 865 in einem berühmten Brief mit einer Argumentation vor, die dann in den folgenden Jahrhunderten immer wieder aufgegriffen wurde: Was nennt Ihr Euch denn „Kaiser der Römer“, wo Ihr gar nicht mehr lateinisch sprecht, sondern griechisch, und wie könnt Ihr diesen Anspruch erheben, wo Ihr doch gar nicht die Herren von Rom seid!

In dieser Zeit regierte im Westfrankenreich Karl der Kahle, dessen Selbsteinschätzung wir noch an seinen Bildern ablesen können. Er ließ sich genau so wie die spätantiken Kaiser mit kurzem Szepter und dem Globus abbilden. Wir wissen von ihm außerdem, daß er mit langen Gewändern auftrat, wie sie die Franken nicht kannten; sie waren jedoch bei den Byzantinern üblich. Er wollte also nicht hinter ihnen, die sich als die wahren Erben der antiken Kaiser ansahen, zurückbleiben. Wir wissen aber auch, daß sich in dieser Zeit aus dem vergoldeten germanischen

Prunkhelm eine neue Krone ergab: indem man die Reifen und Spangen beibehielt und zugleich mit Edelsteinen besetzte, die Zwischenflächen jedoch wegließ, kam man zu der Bügelkrone. Diese wurde genau so wie das Szepter mit Lilien geschmückt — das geschah im Hinblick darauf, daß die Geräte der Stiftshütte nach dem Alten Testament mit Lilien verziert gewesen waren.

In dieser Zeit ging man also, um das Kaisertum zu erhöhen, d. h. um die Kaiseridee inhaltlich auszufüllen, bis in die römische Spätantike zurück, griff man andererseits bis zum Bosphorus hinüber, wo der byzantinische Kaiser zum Ärger des Westens behauptete, ein Kaiser höherer Ordnung zu sein, führte man gleichzeitig auch noch die germanische Tradition weiter und beanspruchte dazu von neuem das, was einmal die Könige des Alten Testaments ausgezeichnet hatte.

Über Karl den Kahlen ging die Geschichte hinweg, weil die Fäuste seiner Nachkommen nicht stark genug waren, das Reich festzuhalten. Dadurch kam die ostfränkische Linie zum Zuge. Kaiser Arnulf versuchte noch einmal, das Reich zusammenzufassen, indem er einen neuen Weg einschlug.

Wir sind jetzt bereits in die Zeit des Lehnrechts gelangt, das ja nicht nur die einzelnen Lehnsleute an ihren Herrn, den *senior*, band, sondern auch Rechtsformen anbot, um Fürsten voneinander abhängig zu machen und Reiche an Reiche zu fügen. Als 888 ein König aus einem neuen Geschlecht auf den französischen Thron gelangte, sicherte er sich einen Rückhalt, indem er Lehnsmann Arnulfs wurde; das kam dadurch sichtbar zum Ausdruck, daß Arnulf ihm eine Krone schenkte. Odo von Frankreich trug also keine Krone zu eigenem Recht; sie war ihm vielmehr von Arnulf übertragen.

II.

Als 924 der Kaiser Berengar starb, riß die Tradition ab; seither gab es durch Jahrzehnte hindurch keinen Kaiser mehr. Doch mochte die Kaiseridee nun auch in Nebel gehüllt sein, die Erinnerung an das, was Karl geschaffen hatte, war nicht ausgelöscht. Diese Erinnerung zog selbst die von Karl Besiegten in ihren Bannkreis: die Sachsen. Das trat schon 936 heraus, als der zweite Herrscher aus der neuen Königsdynastie den Thron bestieg. Ottos I. Erhebung wurde nach Aachen verlegt und kulminierte in einer denkwürdigen Szene: der Sproß eines jener Geschlechter, die mit Widukind zusammen im Kampfe gegen Karl gestanden hatten, ließ sich auf dem Steinthron Karls des Großen nieder, der heute noch auf der Empore des Aachener Münsters steht. Man kann aber auch sagen, daß in diesem Augenblick die geistige Erbschaft Karls des Großen diesen Sachsen ergriff, um ihn von da an nicht wieder loszulassen.

Es ist möglich, daß Otto I. schon 951, als er zum ersten Male nach Italien kam, daran dachte, das Kaisertum zu erneuern. Im Jahre 955 war es ihm beschieden, den Siege auf dem Lechfelde gegen die Ungarn zu erringen; das hieß: mit Erfolg die Aufgabe wahrzunehmen, die Ungläubigen zu besiegen und den Glauben zu stärken. Das war jener Tag, an dem alle Herzöge sich geschlossen für eine und dieselbe Sache einsetzten. Der Jubel über diesen Erfolg war — so berichtet uns Widukind, und wir haben keinen Anlaß, daran zu zweifeln — so groß, daß Otto I. auf dem Schlachtfelde

zum Kaiser ausgerufen wurde. Solches Tun gehörte in die Tradition germanischer Siegesfeiern, bei denen der Sieger geehrt wurde. Otto I. ließ sich die Ehrung gefallen, zog aber keine Konsequenzen daraus; er führte weiterhin den Königstitel.

Wie sehr fortan jedoch sein Hochgefühl gesteigert war, wie sehr er — ähnlich wie Karl der Große in den Jahren vor 800 — jetzt überzeugt war, ein besonderes Werkzeug Gottes zu sein, mehr zu bedeuten als die anderen Könige, die es damals in Europa gab, das zeigt uns die „Reichskrone“, die ein gütiges Geschick über alle Jahrhunderte hinweggerettet hat, so daß man sie noch jetzt in Wien bestaunen kann. Man hat sie lange in die Zeit kurz nach 1000 oder womöglich noch später datiert. Kunsthistorische Forschungen haben jedoch gewiß gemacht, daß sie in die Zeit um 970 gehört oder noch etwas älter ist. Auf Grund der Forschungen von Professor Hansmartin Decker-Hauff dürfen wir heute erklären: Diese Kaiserkrone stammt schon aus der Zeit, als Otto I. noch König war. Wir können sie auch mit jener Methode, von der ich eingangs sprach, dechiffrieren und sagen, was sie in der Zeit zwischen dem Sieg auf dem Lechfelde und der Erneuerung des Kaisertums — das heißt in den Jahren 955 bis 962 — auszudrücken hatte. Denn diese Krone, richtig gelesen, setzt sich aus zwei Hälften zusammen: zwei Platten auf der rechten Seite deuten auf die Propheten, auf das Priestertum, und die beiden anderen mit den Bildern Davids und Salomons auf das Königtum. Der Bügel, der diese Krone auszeichnet, ist einmalig; denn sonst hatte die gewöhnliche Bügelkrone immer zwei Bügel, die sich auf dem Scheitel überkreuzten; die Reichskrone besitzt jedoch nur einen, der sich von der Stirn zum Nacken wölbt und noch dazu aufgerichtet ist, um Platz zu schaffen für eine Leinenhaube, eine Mitra, wie sie die Geistlichen in dieser Zeit zwar noch nicht trugen, von der man jedoch wußte, daß die Leviten im Alten Testament sie getragen hatten. So war der König ausgezeichnet durch Krone und Mitra zugleich und glich damit dem Hohen Priester des Alten Testaments. Er besaß eine Krone, die nicht nur als weltliche Krone prächtiger war als alle Kronen, die es bisher gegeben hatte; sie deutete zugleich an, daß dieser König den Anspruch erhob, einen Anteil am geistlichen Amte zu besitzen.

Wir dürfen das mit anderen Fakten zusammenbringen, von denen wir schon etwas wußten, und können deshalb sagen, daß auch um die Schultern Ottos I. einer jener Himmelsmäntel, von denen wir um 1000 erfahren, gelegt worden sein muß. Auf diesen Himmelsmänteln wurden der Zodiacus und andere Sternensfiguren abgebildet, aber nicht als Anspruch auf eine Weltherrschaft, sondern weil man aus dem Alten Testament wußte, daß der Hohe Priester einen solchen Mantel getragen hatte. Leider ging im Jahre 1798 ein Gürtel verloren, der von einem der Ottonen stammte: an ihm hingen kleine Schellen (*t i n t i n n a b u l a*), die gleichfalls das Gewand des Hohen Priesters ausgezeichnet hatten, und sie hingen an Schnüren in blauer und roter Farbe, weil das Gewand des Hohen Priesters blau und rot gefärbt gewesen war.

Mit dieser seltsamen Gewandung, bei der jeder einzelne Teil ein besonderes Zeichen für die Königs-idee war, kam Otto I. 962 nach Rom. Liutprand von Cremona berichtet, Otto I. sei mit einem *novus ornatus mirusque apparatus* erschienen, also mit einem Ornat, das neu

und seltsam-wunderbar war. Was diese Worte besagen sollen, können wir jetzt verstehen: zu dem neuen Ornat gehörte diese einmalige Krone, priesterlich-königlich zugleich, mit der Mitra, gehörten der hohenpriesterliche Himmelmantel und die Glöckchen an blauroten Fäden, die gleichfalls auf den Hohen Priester hindeuteten.

So ergibt sich hier seltsamerweise noch einmal, daß Otto I. wie Karl der Große die Kaiserwürde auf sich zukommen ließ, daß sie aber auch für ihn nicht mehr eine wesentliche Erhöhung bedeutete, weil er gleichfalls bereits in der Zeit seiner Königsherrschaft seine Herrscherwürde so gesteigert hatte, wie es überhaupt nur möglich war. Er war *rex et sacerdos*, Priester und König zugleich, wie das nach dem Alten Testament schon einmal Melchisedek gewesen war. Wenn diese Ausdrücke auf Otto I. nicht angewandt wurden, so erklärt sich das dadurch, daß beide Christus, dem *dominus dominantium et rex regum* der Apokalypse, dem König der Könige, vorbehalten blieben. Sehr bezeichnend ist es, daß gerade seit der Kaiserkrönung Ottos I. Christus mit dem Globus, dem Reichsapfel, in der Hand, zu dem dann noch Krone und Szepter kamen, dargestellt wurde. Dazu gehört auch, daß in den Krönungsgebeten der Zeit Ottos I. gesagt wurde, daß der König den *typus Christi* trage. Mittelalterlich gesprochen, heißt das: nach Christus als dem Prototyp ist der König gebildet; er hat daher — so wie Christus — Anteil am Priestertum.

Das bedeutete eine ungeheure Steigerung, die noch über jene hinausging, die Karl dem Königtum gegeben hatte; denn nunmehr wurde selbst die herkömmliche Aufteilung in die beiden Gewalten, die herrscherliche und die geistliche, verwischt. Das Bemerkenswerte ist, daß die führenden Geistlichen der Zeit mitwirkten oder doch zustimmten: Ottos I. Bruder Brun von Köln und sein Sohn Wilhelm von Mainz. Wir erfahren nirgendwo von einem Widerspruch, ja diese Krönungsgebete wurden auch von anderen Königen übernommen, da die zu Grunde liegende Auffassung voll und ganz der geistigen und politischen Lage des 10. Jahrhunderts entsprach — schaute doch die Kirche auf die staatliche Gewalt als ihren festesten Rückhalt und den Garant der öffentlichen Ordnung.

In der Zeit Ottos II. warf ein neuer Konflikt mit Byzanz die Frage auf: Wer ist denn der eigentliche Kaiser? Otto I. hatte sich mit dem Titel „Imperator“ begnügt und sich um einen Ausgleich bemüht. Das war auch gelungen: Otto II. wurde sogar mit einer byzantinischen Prinzessin verheiratet. Den neuen Zwist des Jahres 982 beantwortete Otto II., indem er seinem Kaisertitel den Zusatz *Romanorum* beifügte — eine offene Herausforderung der Byzantiner. Von nun an gab es im Abendland stets und ständig nicht nur einen Kaiser, sondern einen „Kaiser der Römer“, und seit dem 11. Jahrhundert entsprechend nicht nur einen Kaiser, sondern auch einen *rex Romanorum*, einen König der Römer.

In der Folgezeit achtete der Westen mit peinlicher Sorgfalt darauf, ob der byzantinische Kaiser nicht durch irgendeine äußerliche Ehre ausgezeichnet war, die über das noch hinausging, was der abendländische Herrscher beanspruchte. Nachdem die Tunika Heinrichs II., die sich in Bamberg erhalten hat, mit bewunderswürdiger Fertigkeit wiederhergestellt worden ist, tritt dies heraus: den byzantinischen Kaiser zeichnete neben der Krone und anderen Herrschaftszeichen aus, daß er um den Nacken

das „Lorum“, eine Purpurbinde, trug, die auf der linken Seite herunterfiel. Bei dem Halsbesatz an Heinrichs Tunika ergab sich, daß er von Anfang an unsymmetrisch geschnitten und von der linken Schulter herunter ein roter Streifen aufgenäht war; man gönnte also selbst das Vorrecht, ein Lorum zu tragen, den Byzantinern nicht.

Es muß noch ein Wort gesagt werden über Otto III., den man früher gern als Phantasten oder Utopisten abtun wollte. Wir haben mittlerweile erkannt, wie sehr seine Gedanken denen seiner Vorgänger oder doch den Vorstellungen seiner Zeit entsprachen, daß er also ein echtes Glied in jener Reihe der Kaiser bildete, die von Otto I. zu Heinrich II. führt. Am sinnfälligsten an seiner Wirksamkeit ist wohl der Versuch, römische Bräuche wieder zu beleben; er verlieh antike oder doch antikisch klingende Titel und machte sich Karls des Großen Formel *Renovatio imperii Romanorum* wieder zu eigen. Ottos III. wahre Bedeutung besteht jedoch darin, daß er das Verhältnis zwischen Kaiser und Papst schärfer durchdachte, als das bisher geschehen war. Dabei kamen ihm die Verhältnisse entgegen, indem er zweimal nacheinander Männer seines Vertrauens zu Päpsten machen konnte, die gleichfalls gewillt waren, hier eine Lösung zu finden.

Aus der Zeit des ersten Papstes, Gregor V., stammt der Vergleich, Kaiser und Papst seien die beiden Lichter dieser Welt — ein gefährliches Bild, denn es spielte ja auf die Sonne und den Mond an, der sein Licht von der Sonne bekommt. Wer war die Sonne? Wer der Mond? Diese Frage wurde damals jedoch noch nicht gestellt. Der nächste Papst, Gerbert von Aurillac, nahm den Namen Silvester II. an und brachte damit zum Ausdruck, daß die Zeit Konstantins des Großen erneuert werden sollte, der — laut der Legende — durch Silvester I. von Krankheit geheilt und getauft worden war.

In der Zeit Silvesters II. wallfahrte Otto III. nach Gnesen zum Grabe des heiligen Adalbert, um Polen in das Reich einzugliedern und um dieses sich dem Christentum zuwendende Reich fest in die christliche Kirche einzufügen. Diese Aufgabe führte er als Kaiser aus, empfand sich aber gleichzeitig als Knecht Jesu Christi, wie es noch seine Urkunden bezeugen, in denen der Kaiser sich *Imperator et servus Jesu Christi* titulieren ließ. Man hat das als ein Demutsbekenntnis ausgedeutet und damit doch nur gezeigt, daß man das Neue Testament nicht genau genug kannte; denn *servus Jesu Christi* ist die Bezeichnung, die Paulus, der der Schar der Apostel beigetreten war, sich selbst beilegte. Hinter diesem Titel verbirgt sich also ein unerhörter Anspruch; denn er bedeutet, daß Otto sich, als er mit Vertretern des Papstes gen Osten zog, um Polen dem Imperium Romanum einzugliedern und der Kirche eine neue Provinz zu gewinnen, als einen Nachfolger der Apostel betrachtete.

Seltsam mutet zunächst an, daß Otto III. in den letzten Jahren seiner Regierung sich mit dem Titel *servus apostolorum* begnügte: „Knecht der Apostel“, was nur heißen kann: „Knecht Petri und Pauli“. Wenn man aber sieht, wie der Papst in Rom und in der Umgebung Roms sich nicht durchzusetzen vermochte, weil ihm die weltliche Macht fehlte, wie der Papst daher auf die Hilfe des Kaisers angewiesen war, wie sich außerdem zwischen ihm und dem Kaiser im übrigen Italien Konflikte er-

geben hatten, weil der Papst auf Grund der Tradition dies und das beanspruchte, was Otto als sich zustehend betrachtete, dann gewahrt man, daß hier eine Lösung gesucht wurde, um Papst und Kaiser gemeinsame Ansprüche an dem umstrittenen Gebiet einzuräumen. Daß Otto als „Knecht der Apostel“ selbst in Rom, der Stadt des Statthalters Petri, Rechte wahrnahm, bot der Welt nunmehr keinen Anstoß, da er das ja nur nach Art eines von dem Apostelfürsten bestellten Lehnsmanne tat.

Ottos Pläne gelangten nicht zur Reife, da die Römer sich empörten und der Kaiser frühzeitig starb. Als Heinrich II. die Herrschaft übernahm, da konnte er die römischen Aspirationen seines Vetter schon deshalb nicht weiter verfolgen, weil sich in Norditalien ein Gegenkönig gegen ihn erhob. Erst 1014 kam Heinrich nach Rom. Um ihn zu ehren, überreichte ihm der Papst einen Reichsapfel. Bisher hatten sich die Kaiser zwar mit solchen abbilden lassen, aber nie wirklich einen besessen. Seltsam, daß es gerade ein Papst war, der dieses Wiederanknüpfen an den antiken Herrscherbrauch bewirkte! Das wird sich dadurch erklären, daß Benedikt VIII. seine Jugend unter dem Eindruck der *Renovatio Imperii Romanorum* verbracht hatte.

Heinrich II. unterschied sich in seiner Grundeinstellung zwar graduell von Otto III., aber dies darf doch nicht so verstanden werden, als wenn er grundsätzlich gegen seinen Vetter gewesen sei. Auch er wich nicht aus der Kirche zurück; vielmehr begann er damit, sich von den einzelnen Kirchen als Ehrenkanoniker annehmen zu lassen, was ihm das Recht gab, beim Gottesdienst nicht auf einem Thron abseits von der Geistlichkeit zu sitzen, sondern zwischen den Kanonikern Platz zu nehmen. Dazu gehört, daß der karolingisch-ottonische Brauch in den Kirchen, in denen man den Kaiser erwarten durfte, fortgesetzt wurde; für ihn wurde gegenüber dem Hochaltar eine Empore mit einem Ehrensitz eingerichtet oder eine besondere Kirche angebaut, in der der König den Gottesdienst für sich zelebrieren lassen und anschließend erhoben über die Masse thronen konnte. Diesen Sitz brauchte er schon deshalb, um sich an den Festtagen, an denen er sich mit der Krone zeigte, durch bestimmte Zurufe, die *Laudes*, ehren zu lassen, die dem Kaiser und damit auch dem deutschen König seit alters zustanden. Wie viele solcher Bauten mit solchen Königsloggien, -lauben, -erkern — oder wie man diese für Deutschland bezeichnenden Bauteile nennen will — vorhanden waren, sehen wir erst deutlicher, seitdem die Forschung ihr Augenmerk darauf gerichtet hat und es infolge der Bombenschäden möglich geworden ist, zahlreiche Kirchen genauer als bisher zu untersuchen. Daß dies selbst im 12. Jahrhundert, also nach Abschluß des Wormser Konkordats, der Fall war, hat sich in Soest gezeigt, in Schwarzrheindorf bei Bonn, und zu meiner großen Überraschung und Freude erfahre ich nun hier, daß das zweite Geschoß Ihrer ehrwürdigen und so schönen Schwäbisch Haller Kirche auch einen solchen Königserker zu enthalten scheint — das ist eine Feststellung, deren endgültige Klärung wir mit Spannung erwarten.

Wir müssen fortan bei unserem Gang durch die Jahrhunderte der Kaiserzeit eilen und fragen jetzt: Was haben die *Salier* der Kaisertradition hinzugefügt?

Konrad II. gelang es, Burgund als drittes Königreich seinem Imperium anzugliedern: fortan unterstanden dem einen Kaiser drei Reiche. In der Zeit der karolingischen Schwäche war der Gedanke vertreten worden, das Wesentliche des Kaisertums sei nicht, die Welt zu beherrschen, sondern Kaiser sei der, der mehr als ein Reich beherrsche. Dieser Gedanke hat in der Zeit Ottos III. in Buchmalereien einen großartigen Ausdruck gefunden: an seinen Thron treten huldigend die vier Nationen, Personifikationen der von ihm beherrschten Reiche, heran. Seit Konrad war nun die konkrete Aufgabe gestellt, die drei Königreiche Deutschland, Italien und Burgund in ein sinnvolles Gefüge zu bringen, das jedem Reiche das Seine gab. Welche Lösung Heinrich III. anstrebte, zeigen seine Siegel: er besaß für jedes der drei Reiche ein eigenes, sah also den Zusammenschluß der drei Reiche bewirkt in der Form einer dreifachen Personalunion.

Heinrich III. war gezwungen, den Zuständen, die sich in Rom entwickelt hatten, Einhalt zu gebieten. Denn es gab mehrere Päpste nebeneinander, und römische Adelscliquen bestimmten nicht nur über das Papsttum, sondern dadurch auch über das Schicksal der abendländischen Christenheit. Eine 1046 in Sutri zusammengetretene Synode wurde durch Heinrich, der als der einzige das Anrecht besaß, einmal Kaiser zu werden, dirigiert. Niemand fand in dieser Zeit etwas dabei, auch die streng kirchlichen Kreise nicht, selbst diejenigen nicht, die nicht zum Reiche gehörten. Die Welt hatte sich mit der Tatsache abgefunden, daß der Kaiser in den geistlichen Bereich hinüberlangte. Die juristische Formel dafür war, der Kaiser sei der Kirchenvogt; auch sonst benötigten ja die Kirchen in weltlichen Belangen ihre Vögte. Als *advocatus ecclesiae* griff also Heinrich III. ein und half, daß die Kirche aus der Verstrickung in römische Stadthändler gelöst wurde, daß wieder Männer auf den päpstlichen Thron kamen, die auf Grund ihres Ansehens in ganz Europa respektiert wurden, Männer zugleich, die von jenen neuen religiösen Ideen und Forderungen bereits ergriffen waren, die — im 10. Jahrhundert aufgesprossen — nun das ganze Abendland erfaßten. Gefordert wurden Sauberkeit im kirchlichen Leben, Beseitigung der Simonie bei der Vergabe geistlicher Ämter, Verbot der Priesterehe und anderes mehr.

Die Folge war der Investiturstreit, der ja nun nicht eine Angelegenheit Deutschlands war, sondern von den Päpsten auch in Frankreich, in England und in anderen Reichen ausgefochten wurde. Dort nahm dieser Streit jedoch nicht überall die gleiche Schärfe an wie im Reich. Man kann das damit begründen, daß jene Könige nicht mit dem Papst in Streit über Besitzungen in Italien geraten konnten; aber damit ist nicht das Entscheidende gesagt. Geht man der Sache auf den Grund, dann handelte es sich darum, daß der Kaiser und auch schon der König, der das Recht hatte, Kaiser zu werden, einen Platz in der Kirche einnahm, den ihm die Reformkirche nicht mehr zugestehen konnte und durfte. Zugespitzt könnte man sagen: letztthin ging es im Investiturstreit darum, daß der König den Platz, der ihm auf den Emporen und in den Königsloggien eingeräumt war, wieder preisgeben sollte.

In diesem Kampf siegten die Päpste; denn der geistige Wind, der vom 11. zum 12. Jahrhundert wehte, füllte die Segel des Schiffes Petri. Wir zielen auf das neue juristische Denken, aus dem sich ein umfangreiches

System des Kirchenrechts entwickelte mit einer sowohl innerhalb der Kirche als auch gegenüber der weltlichen Gewalt stabilisierten Autorität des Papstes und zielen zugleich auf den Geist der Scholastik, die die Vielfalt der Erscheinungen hineinzwang in das Schema der Pyramide, die aufsteigt zu einer Spitze — nur zu einer Spitze, die eben allein der Papst sein konnte.

So mußte sich das Kaisertum 1077 in Canossa beugen und sich dann 1122 in Worms zum Kompromiß bequemen. Ganz verzichtete das Kaisertum allerdings nicht auf die Rechte, die es seit alters im kirchlichen Raume besaß. Noch Karl IV. und Sigismund legten großen Wert darauf, daß sie im Weihnachtsgottesdienst das Evangelium verlesen durften, also die Obliegenheiten eines Diakons vollzogen — aber dieses Vorrecht bedeutete damals nicht mehr viel.

III.

Die Staufer verschafften der Kaiseridee noch einmal Glanz und Ruhm, der ganz Europa bestrahlte. Neue Kraft strömte der Kaiseridee aus dem römischen Recht zu, das im 12. Jahrhundert wieder zum Leben erwachte. Denn dieses römische Recht setzte ja die absolute Kaiserherrschaft eines Justinian voraus. Der Verwendung römischer Rechtssätze waren jedoch Grenzen gezogen. Bisher hatten die mittelalterlichen Kaiser nur einen Vorrang beansprucht und den Gedanken, daß der Kaiser des Abendlandes alle Reiche beherrschen soll, nie bis zum letzten verfolgt. Im römischen Recht wurde dagegen — entsprechend der Situation des 4. und 5. Jahrhunderts — ein Kaiser vorausgesetzt, der nicht nur eine *auctoritas*; d. h. Vorrang, besaß, sondern ein Kaiser, der die *potestas* innehatte, also wirklich die Macht, Befehle zu erteilen bis nach Gades und bis zum Taurus hin. Aber gerade dadurch waren der Benützung des römischen Rechts Schranken gesetzt; denn wenn der Kaiser sich auf dieses Recht versteift hätte, wären alle anderen Könige — bedroht in ihrer Selbständigkeit — gegen ihn gewesen. Schon in der Zeit Friedrichs I. rief ein Engländer seinem König zu, durch wen eigentlich den Deutschen das Recht zugesprochen sei, daß ihr Kaiser über die andern etwas zu sagen habe.

Es gab weiter die Möglichkeit — Heinrich VI. vor allem machte von ihr Gebrauch —, Könige an sich heranzuziehen, indem der Kaiser sie als Lehnkönige an sich band. Voraus gingen Lehnsabhängigkeit Polens und Dänemarks, denen keine Dauer beschieden war; jetzt folgten Armenien und Zypern; sogar der König von England, der nur auf diese Weise sich der Gefangenschaft entziehen konnte, wurde in der Zeit Heinrichs VI. für kurze Zeit Lehnsmann des Reiches.

Durch den unseligen Streit zwischen den Stauern und den Welfen wurde alles Erreichte wieder in Frage gestellt, aber in Friedrich II. erstand der Kaiseridee noch einer ihrer größten Vertreter. Wie machte er sie sichtbar? Wir kannten bisher nur eine staufische Krone, die noch dazu falsch bezogen war: sie liegt in Palermo und darf jetzt als Krone Friedrichs II. angesprochen werden. Sie zeigt, daß er den Anschluß an die sizilischen Könige, seine Vorfahren von Mutterseite, suchte, indem er deren geschlossene Kronhaube aufsetzte, die ihrerseits dem byzantinischen Vorbild angepaßt worden war. Jetzt kennen wir noch sechs weitere staufische Kronen:

drei in Polen, zwei in Stockholm und eine in Sevilla. An der Vielzahl der Kronen, mit und ohne Bügel und auch sonst noch verschieden, läßt sich ablesen, wie Friedrich II. alle Traditionen gleichfalls festzuhalten trachtete, in die er von Vaterseite hineingeboren war, die karolingische, die sächsisch-salische und die seines staufischen Großvaters. Sieben verschiedenartige Kronen: Zeichen der Macht, aber auch der Gebundenheit. Denn es hätte sich keine Kopfzier ersinnen lassen, in der alle jene Traditionen zusammengefaßt gewesen wären.

Ganz anders die Päpste, gegen die sich der letzte Staufer mit immer neuen Anstrengungen zur Wehr setzte. Sie trugen als Geistliche die Mitra und als weltliche Herrscher seit dem 8. Jahrhundert eine Haube. Mittlerweile war sie prächtiger geworden, auch kostbarer verziert; aber es war immer noch dieselbe spitze Haube. Nur einer trug sie, eben der Papst, der sich dadurch von allen abhob, von den Geistlichen sowie von den Weltlichen. Das war für die Sinne so klar und eindeutig, wie es das Kirchenrecht für den Verstand herausgearbeitet hatte und wie das die Scholastik in ihren Systemen deutlich machte.

So hatte Friedrich II. den Kampf durchzuführen mit doppelter Front: einerseits gegen die nationalen Könige, die dieses Kaisertum nicht mehr anerkennen wollten, nicht in der Form der *potestas*, selbst nicht in der Form der *auctoritas*, andererseits gegen das Papsttum, bei dem er notgedrungen irgendwie auf die zweite Stelle zurückgedrängt war.

Mit Friedrichs Tod im Jahre 1250 fand der dritte Akt seinen Abschluß: mit ihm war das Drama des Kaisertums zu seinem Ende gelangt — ein wirkliches Drama, weil der Ausgang sich, wie bei einer echten Tragödie, schon vorher ahnen läßt.

Wir haben bereits gesehen, daß diese Kaiseridee den Sturz des Kaisertums überlebte. Jetzt wird deutlich geworden sein, wie sehr diese Kaiseridee aus allen lebendigen Vorstellungen, den religiösen, den geistigen, aus den rechtlichen und den feudalen gelebt, wie sie sich ständig gewandelt hatte, wie dadurch für jede Generation etwas Neues, Faszinierendes entstanden war. So konnte diese Idee weiterleben, so konnte sie sogar noch bis in die Neuzeit hineingetragen werden; aber schließlich ist das Kaisertum doch nur noch Titel für solche Mächte, die über den engeren Raum hinausdrängen: das gilt für Karl V., der über seinen Kanzler Gattinara die Gedanken Dantes und der Legisten an sich herantragen ließ; das gilt für Peter den Großen, der als Kaiser aller Reußen den Eintritt Rußlands in das Konzert der Großmächte erzwang; das gilt für Napoleon, dem es nicht mehr genügte, „Roi de France“ zu sein, wie die Bourbonen es waren. Auch das 1871 neugegründete Kaisertum wurde als eine Fortsetzung jenes mittelalterlichen Kaisertums gesehen. Das steigerte auf der einen Seite das Interesse am mittelalterlichen Kaisertum, hatte auf der anderen Seite jedoch die Gefahr in seinem Gefolge, daß wir das mittelalterliche Kaisertum als Wegbereiter des Bismarckschen Einigungswerkes betrachteten, aber zugleich — im Sinne der modernen Realpolitik — als eine Abirrung, weil die mittelalterlichen Kaiser um Italien kämpften, statt ganz den einstmals kommenden Nationalstaat vorzubereiten. Das hat dann zu so grotesken Verzeichnungen geführt, daß Heinrich I. gegen Otto I. oder Heinrich

der Löwe gegen Friedrich Barbarossa ausgespielt werden konnten. So läßt sich unsere Vergangenheit nicht betrachten; wir müssen vielmehr sagen, daß der festeste Reif, der um diese anfangs so verschiedenen deutschen Stämme geschmiedet werden konnte, eben die Kaiserkrone war.

Aber wir wollen diesen Gedanken gar nicht verfolgen, sondern wollen uns besinnen auf die Einsicht Rankes, der uns deutlich gemacht hat, daß jede Zeit aus sich selbst zu verstehen ist. Wenn wir uns fragen: Was hat das Mittelalter an Großem hervorgebracht, was hat es an Großem erdacht? — dann wird immer wieder zu sagen sein: Dazu gehört vor allem die Kaiseridee, die vielfach mit der Antike zusammenhing, die aber ihr eigentliches Wesen erst in der Zeit Karls des Großen und seiner Nachfolger erlangt hat und auch nach dem Ende des eigentlichen Kaisertums eine lebendige Idee geblieben ist, weil viereinhalb Jahrhunderte lang jede Generation diese Kaiseridee gehegt und gepflegt hat.

Anmerkung

Belege für das Ausgeführte findet der Leser in folgenden Veröffentlichungen des Verfassers: Herrschaftszeichen und Staatssymbolik I-III, Tübingen 1954-56 (Schriften der Monumenta Germaniae Historica X, 1-3); Kaiser, Rom und Renovatio I-II, Leipzig-Berlin 1929 (Studien der Bibl. Warburg XVII, anastat. Neudruck Darmstadt 1957); Die deutschen Kaiser und Könige in Bildern ihrer Zeit, I: bis 1152, Leipzig-Berlin 1928 (Nachtragsband in Vorbereitung); Sacerdotium und Regnum im Austausch ihrer Vorrechte (Studi Gregoriani II, Rom 1947, S. 403-457); Die Anerkennung Karls des Großen als Kaiser (Histor. Zeitschrift 172, 1951, S. 449-515, auch als Büchlein München 1952); Der König in Frankreich I-II, Weimar 1939 (hier über Karl den Kahlen); Die Krönung in Deutschland bis 1028 (Zeitschr. f. Rechtsgesch. 55, Kanon. Abt. 24, S. 184-332, 1935); Kaiser Friedrichs II. Herrschaftszeichen, Göttingen 1955 (Abhandlungen der Akademie der Wissenschaften in Göttingen, Phil.-hist. Klasse, 3. Folge Nr. 36).